Martina Weiß

ÜBERRESTE DER VERGANGENHEIT

Panik im Jetzt

WREADERS

Content Warnung

In diesem Buch kommen Gewalt , Folter, Terror, Mord, PTSD und suizidale Gedanken vor.

WREADERS

ÜBER DIE AUTORIN

Das Erste, das **Martina Weiß** jemals geschrieben hatte, war Fanfiction.

Da die damals 12-jährige Martina allerdings vom Tuten und Blasen keine Ahnung hatte, fielen ihre Geschichten eher mau aus. Vom Schreiben hielt es sie dennoch nie ab.

2016 brachte sie schließlich all ihr Selbstbewusstsein zusammen und reichte etwas bei einem Kurzgeschichten-Wettbewerb ein. Diese erste Anthologie und alle, die darauf folgten, bedeuten ihr bis heute die Welt.

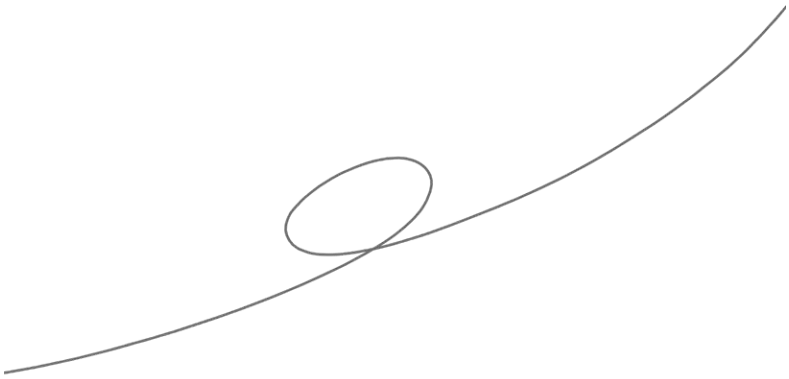
Wenn Martina gerade nicht schreibt, kuschelt sie mit ihrer Schar von Hunden und Katzen, fangirlt über ihre neuesten Ships oder liest ein Buch aus ihrer kilometerlangen „To be read"-Liste.

Mehr auf Martinas *Instagram*-Kanal: *martina.weiss.writer*

Martina Weiß

ÜBERRESTE
DER VERGANGENHEIT

Panik im Jetzt



WREADERS E-BOOK
Band 119
Dieser Titel ist auch als Taschenbuch erschienen
Vollständige E-Book-Ausgabe
Deutsche Erstausgabe
Copyright © 2021 by Wreaders Verlag, Sassenberg
Verlagsleitung: Lena Weinert
Druck: BoD – Books on Demand, Norderstedt
Umschlaggestaltung: Jasmin Kreilmann
Lektorat: Anna Wiest, Hannah Koinig
Satz: Leoni Triltsch
www.wreaders.de
ISBN: 978-3-96733-235-3

Für mein jüngeres Ich und alle realen Venitas.

PROLOG

Wenn es eine Sache gab, die ich an meiner Frau fürchtete, war es ihr Schweigen. Wenn sie nichts mehr von sich gab, hatte die Person – meistens ich – etwas getan, dass keiner Antwort mehr würdig war. Nur noch Taten konnten dann eine angemessene Reaktion auf das Geschehene hervorrufen. Richtete sich ihr Zorn gegen einen Feind, verlor dieser meist das Gewicht eines – sagen wir – Armes. Richtete er sich jedoch gegen mich, war ich froh, wenn wir keine Waffe in der Nähe hatten, mit der sie auf mich hätte zielen können. Vor allem dann, wenn ich wie jetzt nicht in der besten körperlichen Verfassung war, um ihren Angriff zu parieren.

Es waren inzwischen gute zwanzig Minuten vergangen, seit ich mit ein paar unserer Männer von einer Außenmission zurückgekehrt war. Ein paar Bedrohungen, etwas Zähneknirschen und ein Handel. Das Übliche eben, abgesehen davon, dass auf dem ganzen verdammten Planeten eine fast unerträgliche Kälte vorgeherrscht hatte. Es war nicht so, als ob ich darauf nicht vorbereitet gewesen wäre, doch das änderte trotzdem nichts daran, dass mir das Wetter unangenehm zugespielt hatte. Ein paar Tage Ruhe würden meinem Körper daher sicher guttun. Wie bereits gesagt. Das Übliche eben – Mann wurde ich alt – bis auf eine klitzekleine, fast schon unbedeutende Kleinigkeit.

Denn im Gegensatz zu all den anderen Malen hatte ich Lulita ein besonderes Mitbringsel überreicht. Ein Mitbringsel, das sie zwar in warme Tücher gewickelt hatte, ansonsten allerdings nicht weiter zu beachten schien. Stattdessen richtete sie ihre mandelförmigen Augen nur auf mich. Ihre buschigen Augenbrauen, die für gewöhnlich von ihrer dunkelbraunen Mähne versteckt wurden, waren nach unten gezogen, ihrem feurigen Blick eine Intensität verpassend, die mir Sorgen machte. Sie hatte genügend Zeit sich in meiner Abwesenheit zu bewaffnen. Würde es sie also noch wütender machen, wenn ich mich im Raum nach einer Fluchtmöglichkeit umsah, von der ich wusste, dass es sie nicht gab?

»Amüsiere mich, Erwin«, sülzte sie schließlich in viel zu freundlicher Stimme, ihre schmalen Lippen in ein unechtes Lächeln ziehend.

»Wieso befindet sich ein Baby auf unserem Schiff?«

Mit langsamen Schritt fing sie an, sich in meine Richtung zu bewegen. Ihr Kopf

war viel zu aufrecht, ihre Schultern viel zu angespannt. Ihre Arme hielt sie hinter ihrem Rücken, sich meinem Blick entziehend. Ob sie in Stimmung war mich anzugreifen, würde ich somit wohl erst erfahren, wenn sie vor mir stand.

»Ich habe es im Müll gefunden. Zuerst dachte ich, es sei bereits tot, doch einer der Jungs meinte, es hätte noch einen Puls«, begann ich zu erklären, was meiner Frau nur ein noch breiteres und gefährlicheres Lächeln entlockte.

»Ich sehe, dass es unterkühlt ist, immerhin bin ich keine Idiotin. Ich will wissen, wieso es hier ist.«

Ich kannte meine Frau lange genug, um zu wissen, dass ich mit emotionalem Gerede keine Reaktion erhalten konnte. Der Tod sei unvermeidbar, sagte sie immer. Manche starben früher und mache nun mal erst später. Genauso wenig schien ich sie mit der Tatsache überreden zu können, dass das Kind ein Mensch war. Menschlichkeit gab einem keine Sonderrechte. Das wusste ich. Dennoch war ich sicher, sie dazu bringen zu können, es nicht dorthin zu werfen, wo es herkam.

»Rachel ist kaum älter als das Kleine«, begann ich, wobei ich aus den Augenwinkeln heraus bemerkte, wie sie mit ihrem linken Auge zu zucken begann, weshalb ich mich beeilte fortzufahren.

»Und weißt du, keiner unserer Kameraden kann Kinder bekommen, soweit ich weiß. Das heißt, ein anderes Kind findet sich nicht so schnell. Jetzt ist Ray noch klein, aber in paar Jahren wird sie es nicht mehr sein und dann wird sie sich sicher über jemand freuen, mit dem sie Zeit verbringen kann. Klar sind die Jungs toll, aber sie sind vielleicht nicht unbedingt die am besten geeigneten Freunde für eine Zweijährige oder eine Siebenjährige in ein paar Jahren. Und mit dem Kleinen, können wir sichergehen, dass Rachel niemals einsam ist.«

Meine Ausrede ergab Sinn. Ein Spielkamerad für unsere eigene Tochter war eine gute Sache. Vor allem, weil die Alternative ausgewachsene Aliens waren, deren einzige Erfahrung mit Kindern sich auf ihre eigene Kindheit beschränkte.

»Dann entführen wir ihr in ein paar Jahren eins«, wandte Lulita ein, ihre Körperhaltung immer noch nicht lockernd.

»Könnten wir machen«, stimmte ich nickend zu, »aber dieses Kind hätte bereits von Geburt an eine starke Bindung zu Rachel. Es wäre ihr gegenüber loyal und wir müssten uns keine Sorgen darum machen, dass es sie verletzt oder flieht.«

Für einen Moment schielte Lulita zurück zu dem Bündel auf ihrem Bett, bevor sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf mich richtete. Als sie ihre rehbraunen Augen schloss und diese erst einige Sekunden später wieder öffnete, wusste ich, dass ich

gewonnen hatte.

Im nächsten Augenblick lockerte sich zudem Lulitas Körperhaltung, bevor sie den Gegenstand, welchen sie hinter ihrem Rücken vor mir versteckt hatte, auf eine nahegelegene Kommode abstellte. Es war eine Gabel. Ob sie diese für solche Momente hier lagerte? Oder hatte sie sich die Mühe gemacht extra eine zu besorgen? Egal was zutreffend war, ich war froh, dass ich nicht mit ihr Bekanntschaft gemacht hatte. Meine Haut war immer noch ganz kalt von der eisigen Temperatur des Planeten Fone. Ich musste mir nicht noch zusätzlich eine Blutvergiftung einfangen.

»Hat es einen Namen?«, fragte Lulita, das Baby betrachtend, dass auf ihren Laken schlief.

»Nicht, dass ich wüsste, mein Engel.«

»Als ob dir Schmeicheleien jetzt helfen würden, du alter Sack«, zischte sie, sich nicht zu mir umdrehend.

»Nun, ich würde sagen, sie haben dabei geholfen, dass du mich heiratest«, schmunzelte ich, bevor ich mich neben sie stellte.

Lulita entschloss sich dazu, meinen Kommentar zu ignorieren, ihren Blick weiter auf das Neugeborene richtend. Wäre die Situation nicht so wichtig gewesen, hätte ich vielleicht etwas nachgeschoben, ihr Schweigen als Wurzel weiterer Neckereien benutzt. Doch so ließ ich es fallen. Ich konnte immer noch später auf das Gespräch zurückgreifen. Wenn wir alleine waren und nicht gerade ein Baby zu versorgen hatten. Sie würde dann sicherlich genügend Antworten auf Lager haben, die jeder andere als Beleidigung empfinden würde. Doch ich wusste es besser. Konnte zwischen den Zeilen lesen und erkennen, wann sie meinte, was sie sagte und wann sie es nicht tat. Immerhin war ich der Einzige, der zu Gesicht bekam, was sie jedem anderen vorenthielt. Gott, liebte ich diese Frau.

»Wenn es keinen Namen hat, gebe ich ihm einen«, verkündete sie, scheinbar desinteressiert.

Da sie jedoch nicht lange überlegen musste, konnte ich vermuten, dass sie sich bereits mit der Benennung des Kindes beschäftigt hatte. Vielleicht hätte sie es also so oder so behalten? Wer hätte gedacht, dass in dem kalten Herz meiner wundervollen Frau doch noch ein Funken Menschlichkeit zu finden war? Der Gedanke brachte mich zum Schmunzeln.

»Venita. Du heißt jetzt Venita.«

»Was für ein wundervoller Name«, kommentierte ich, worauf ich einen seltsamen Blick von Lulita erntete.

»Immerhin habe ich ihn ausgesucht«, nuschelte sie halb zu mir, halb mit sich selbst redend.

Kritik war etwas, dass meine Frau nicht gerne entgegennahm. Schlimmer noch, wenn sie sie entgegennehmen musste. Das ging für den Betroffenen meist nicht allzu gut aus. Deshalb war es ungefährlicher, wenn man für gut befand, was sie tat, egal ob es das war, was man wirklich dachte oder nicht.

»Wohl wahr, mein Engel, wohl wahr.«

»Schleimer«, raunte sie, ihre Augen genervt verdrehend.

Ich konnte über eine solche Reaktion nur lachen. Vor allem, weil ich wusste, dass sie es liebte Komplimente zu erhalten, begehrt zu werden. Oh, und wie ich sie begehrte.

Wie praktisch es war, dass wir bereits nebeneinanderstanden. So musste ich mich nicht verrenken, um ihr Ohr zu erreichen. Ihr kurzes Haar kitzelte meine Wange, als ich ihr meine nächsten Worte verführerisch entgegen hauchte.

»Ich beweise dir später gerne, wie wahr meine Worte sind . . .«

Die Pause, die ich zwischen diesem und meinem nächsten Satz einfließen ließ, war bedeutungsschwanger, was mich fast dazu trieb, meine Versprechungen an Ort und Stelle umzusetzen. Zu dumm, dass es etwas Dringendes gab, das meiner Aufmerksamkeit bedurfte und nicht »Lulita« lautete.

»Aber zuerst sollte ich Venita füttern.«

Als ich geendet hatte, drehte ich mich um, um etwas zu besorgen, dass für Menschenbabys geeignet war, nur um von Lulitas Worten aufgehalten zu werden.

»Erwin!«, dröhnte sie laut und bestimmend.

»Ich hoffe, du weißt, wie sehr ich Lügner hasse!«

Auch, wenn ihre Worte harsch und schroff klangen, wusste ich doch, dass ein Lächeln ihre Lippen schmückte. Es war eines dieser, das sie nur für mich übrig hatte. Eines jener, das mich dazu brachte, mich immer wieder aufs Neue in sie zu verlieben.

Doch obwohl ich mir ein eigenes Grinsen nicht verkneifen konnte, entschloss ich, nicht zu antworten. Es würde den Zauber unseres Spiels zerstören.

KAPITEL 1

364.364 Sinneshaare konnte ich auf dem linken Arm von Captain Rei zählen, bevor sie meine Bewerbung auf dem Tisch abstellte, um die Aufmerksamkeit ihrer acht Augen mir zu widmen. Was genau sie daran so faszinierend gefunden haben konnte, war mir schleierhaft. Immerhin waren meine Unterlagen sehr – nun, wie sollte ich es schonend formulieren? – begrenzt. War es also meine Ehrlichkeit, die sie zum Schweigen gebracht hatte? Schließlich trauten sich sicherlich nicht viele, mit solch einem schlechten und lückenhaften Lebenslauf bei ihr anzutanzen. Ich würde mir daher gerne einreden, dass es das war, aber eigentlich wusste ich, dass ihr Zögern einen anderen Ursprung hatte.

Es mochte zwar sein, dass ich dem Captain noch nie zuvor so nahe gewesen war, doch konnte selbst jemand wie ich nicht überhören, was man sich auf der Straße über sie erzählte. Das meiste waren nur Gerüchte – da war ich sicher, doch anderem würde ich durchaus zustimmen. Zumal ich selbst zu ähnlichen Schlussfolgerungen gekommen war. Vor circa zwei Jahren, nachdem man unsere Raumstation derart heruntergewirtschaftet hatte, dass Schiffscaptains lieber einen Bogen darum machten, die Arbeitslosigkeit durch die Decke geschossen und die Kriminalität förmlich mit der DNS Satamas verschmolzen war, entschied die Regierung, dass Satama seine eigenen, festen Aufseher benötigte. Und diese feste Aufseherin war Captain Rei und deren Crew. Seit ihrer Ankunft auf dem Hafen schien es, als wäre es fast wieder möglich einen Atemzug zu tätigen, ohne Gefahr zu laufen dafür ermordet zu werden. Sie war hart, sie war bedingungslos und sie verstand keinen Spaß. Das war es zumindest was man sich sagte, ob ich das glauben wollte, wusste ich nicht. Das Einzige, von dem ich überzeugt war, war die Tatsache, dass sie ein gutes Herz zu haben schien. Daher vermutete ich stark, dass der Grund für ihr Zögern darauf zurückgeführt werden konnte, dass sie nach milden Worten suchte, um mich abzulehnen. Manch einer mochte das anders sehen, doch ich wusste, dass sie dafür gesorgt hatte, dass das Waisenhaus, in welchem ich aufgewachsen war, geschlossen wurde, und dieser Umstand, konnte nicht anders beschrieben werden als …

»Miss Boskat«, ergriff sie schließlich das Wort, ihre schwarzen Augen immer noch auf jede meiner Muskelzuckungen richtend, »was genau erwarten Sie von

diesem Gespräch?«

Ihre helle Stimme wirkte sanft, beruhigend, so, als redete sie mit einem Kind. Einem Kind, welchem sie am liebsten sagen würde, dass es ein Idiot war, aber nicht konnte, da es sie den Job kosten würde.

»Nun ich …« Ich wusste nicht genau, wie ich den Satz zu Ende bringen sollte. Was war es, dass sie hören wollte? Lobpreisungen ihrer Person? Patriotismus? Einen Spruch über Gerechtigkeit? Wenn mir ihre schwarzen Augen doch nur verraten könnten, was sie dachte, wäre es viel einfacher etwas zu finden, damit sie mich einstellte. Doch was sollte ich aus diesen dunklen Löchern schon ablesen können? Das Einzige, was sie erreichten, war mich noch nervöser zu machen, wobei ich nicht sagen konnte, ob das überhaupt möglich war.

Meine schwitzigen Hände bohrten sich daher nur tiefer in die raue Lehne des viel zu engen Stuhls, auf dem ich gebeten wurde Platz zu nehmen. Vielleicht war das auch schon ein Test gewesen? Hätte ich Courage beweisen und ihr Angebot ablehnen sollen? Oder zeugte mein Schweigen von Teamgeist und Aufopferungsfähigkeit?

Das Tippen ihrer Tarsalkralle ließ mich aufschrecken. Ich bemerkte, dass ich ihr immer noch keine wirkliche Antwort gegeben hatte, außer man wollte mein inhaltsloses Gemurmel und Gestotter zählen, was wenn ich so darüber nachdachte, bestimmt in meine Bewertung mit eingeflossen war. *Verdammt!*

»Sie haben keine Kampfausbildung«, fuhr sie schließlich fort, sich selbst und mir eine Antwort ersparend, die womöglich erst gar nicht gekommen wäre.

»Ich …«, setzte ich an, bevor sie ihren langen, haarigen braunen Arm hob, mir signalisierend, dass eine Antwort nicht vonnöten sein würden.

»Keine Sprachkenntnisse.« Nur so halb. Ich beherrschte die eine oder andere tote Sprache meines Heimatplaneten. Oh, und Standard natürlich, aber das war es sicher nicht, was sie hören wollte, also schüttelte ich nur den Kopf. Zumal ich sicher war, dass es kaum noch Wesen im Universum gab, die Hindi verstehen würden.

»Weder eine Ausbildung im galaktischen Recht noch irgendwelche sozialen Kompetenzen, die Sie für irgendeinen Job, geschweige denn den einer Aufseherin, qualifizieren würden.«

Nun, ich wusste auf welchem Planeten Diebstahl, Plünderei und Raub mit der Todesstrafe verurteilt wurde. Wenn das denn zählte?

»Und dazu kommt, dass Sie ein Mensch sind. Bei allem Respekt, aber Ihre Spezies ist nicht gerade für den Weltraum geschaffen. Also frage ich Sie erneut,

was genau erwarten Sie von diesem Gespräch?«

Es war nicht so, als wüsste ich das nicht alles. Ich war auf einem Raumschiff aufgewachsen, wo man nicht viel auf Bildung gegeben hatte, in einem Waisenhaus, das sich nicht um uns geschert hatte, nur um schließlich auf der Straße zu landen, auf der ich bis heute festsaß. Wo hätte ich mich ausbilden sollen? Worin? In der Mülltrennung? Natürlich stand das nicht in meinem Lebenslauf. Der war immerhin gespickt mit Halbwahrheiten und Übertreibungen, die man mir vielleicht sogar hätte abkaufen können – vorausgesetzt man drückte mehr als ein Auge zu, während man gekonnt in die andere Richtung sah.

Was versprach ich mir also von diesem Gespräch? Nun, das Offensichtliche: einen Job. Vom Taschendiebstahl und Müllplündern konnte man auf lange Zeit nicht wirklich leben.

Wahrscheinlich würde man mich nach wenigen Tagen wieder entlassen, doch das war okay. Immerhin verdiente man als Aufseher ziemlich gut. Viel besser als bei so manch einem anderen Job. Ich musste es wissen, immerhin hatte ich inzwischen schon fast alles durch! Was hatte ich also zu verlieren?

»Ich bin nicht völlig unfähig. Ich bin sicher, ich könnte etwas tun«, war schließlich das, was ich mich selbst sagen hörte.

Es stimmte. Ich konnte schlecht als Ordnungshüterin auf die Straßen geschickt werden. Aber ich war trotzdem nicht nutzlos! Denn, wie hatte meine *Mutter* Lulita immer gesagt? *Man ist erst nutzlos, wenn man tot ist.*

»Miss Boskat …«

»Bitte«, flehte ich.

Ich war auf meinem harten Stuhl nach vorne gerutscht und berührte mit meinem Hinten fast die Kante. Ich würde auch knien, falls der Captain das bevorzugte. Meine dünnen, blassen Finger löste ich von der Lehne des Stuhles, nur um sie auf der Tischkante festzukrallen, wobei ich mir einbildete, beinahe Löcher in das Holz zu bohren.

»Wenn Sie mich nach einer Woche feuern, dann feuern Sie mich eben. Aber geben Sie mir irgendwas. Egal was. Irgendwas. Ich verspreche, ich enttäusche Sie nicht. Bitte!«

Captain Reis Kieferklauen zuckten kurz, bevor sie anfing mit den Tarsalkrallen ihrer zwei am Tisch anlehnenden Arme auf das Holz zu schlagen. Ich wünschte Ihre Spezies besäße Augenlider, wie die meine, dann könnte ich zumindest für einige Sekunden dem intensiven Blick ihrer Augen entkommen.

»Kaffee kochen«, zischte sie schließlich durch ihre Mundöffnung.

»Wie bitte?«

»Kaffee kochen, können Sie das?«, konkretisierte sie ihre Aussage.

Ich wollte nicht hoffen, doch konnte es sein, dass der Captain tatsächlich in Betracht zog, mich einzustellen?

»Ja, natürlich. Das kann ich!«, lächelte ich, die Freude doch nicht gänzlich aus meiner Stimme halten könnend.

»Sie besorgen die Kaffeebohnen auf dem Markt bevor alle eintreffen. Sie kochen den Kaffee und bringen ihn mir oder meiner Crew, wann immer uns danach ist. Und wenn auch nur eine einzige Beschwerde an meine Sinneshaare dringt, werfe ich Sie raus. Haben Sie das verstanden?«

»Ja natürlich, Ma'am! Ich bekomme das hin! Vielen lieben Dank!«

Ich konnte nicht anders, als zu strahlen. Ich würde den besten Kaffee machen, den Captain Rei und ihre Mannschaft je getrunken hatten! Ich würde diesen Job behalten! Ich würde Captain Reis Gutmütigkeit nicht ausnutzen. Ganz sicher nicht.

»Ihrem Lebenslauf entnehme ich, dass sie bereits seit längerem auf Satama wohnen, korrekt?« Ich nickte. »Ich muss Ihnen daher nicht erklären, welche Uhrzeit in unserem 16-Stunden-Zyklus als morgens, mittags oder abends bezeichnet wird.« Der Satz klang zwar nicht wie eine Frage, dennoch schüttelte ich sicherheitshalber den Kopf.

»Gut. Ich kann Ihnen keinen Arbeitsvertrag anfertigen, weil es keinen Beruf gibt, der *Kaffeeköchin* lautet. Deshalb muss Ihnen mein Wort genügen.«

Ich nickte. Vielleicht einen Deut zu energisch, während ich damit begann, meinen Hintern so unauffällig wie möglich aus dem Stuhl zu zwängen. Natürlich genügte es mir. Captain Rei war – sie war – sie war *sie*!

Als ich mich endlich erhoben hatte, streckte ich meine Hand aus, bevor mir mitten in der Bewegung klar wurde, dass ich vier Arme zur Auswahl hatte. Acht, wenn man die vier Beine bedachte, die sie unter dem Tisch versteckt hielt. Welchen Arm sollte ich also schütteln? Alle? Den ohne oder mit Tarsalkralle? Der Captain schien meine Unsicherheit zu bemerken, da sie mir einen ihrer rechten Arme entgegenstreckte und mich auf diese Weise aus meiner ungünstigen Lage befreite. Zumindest so halb, denn selbst ihre Rettung konnte nicht verhindern, dass meine Hand gerade über all ihre flauschigen Sinneshaare beziehungsweise Sinnesorgane fuhr, was meine Geste wahrscheinlich kulturell äußerst unangebracht und fragwürdig machte. Glücklicherweise schien Captain

Rei mir jedoch meinen Fauxpas zu vergeben.

»Eine Sache wäre da noch. Ich nehme an, Sie besitzen keinen Universalübersetzer, oder?«

Ich zögerte, bevor ich gestand, dass ich in der Tat keinen besaß. Würde das preisgeben, dass ich ärmer war, als ich vorgab? Immerhin konnte sich so gut wie jeder, der nicht auf der Straße lebte, einen Universalübersetzer leisten.

»Meine Crew-Mitglieder sprechen Ihre Sprache nämlich nicht. Ich werde daher bis zu Ihrer ersten Arbeitsschicht morgen einen für Sie auftreiben.«

»Vielen lieben Dank«, wiederholte ich erneut.

Nicht nur, dass sie mir einen Job angeboten hatte, nein, jetzt wollte sie mir auch noch einen Universalübersetzer schenken. Das würde das Leben auf dem Hafen um einiges vereinfachen. Stelle sich das einer vor! Was für ein unglaubliches Gefühl es sein musste, durch die Straßen laufen zu können und all die Wesen in der eigenen Sprache sprechen zu hören. Nicht nur das, ich würde auch fähig sein, eine Unterhaltung mit anderen Spezies zu führen. Etwas, wovon ich bis zu diesem Tag nur hatte träumen können!

Ich würde das hier nicht vermasseln! Ich durfte es nicht!

KAPITEL 2

Ich konnte es immer noch nicht glauben. Träumte ich auch wirklich nicht? Vielleicht sollte ich mich zwicken, nur um sicher zu gehen? Ich hatte mir nicht nur keine großen Hoffnungen gemacht, ich hatte mir so gut wie gar keine Hoffnungen gemacht. Immerhin war ich *ein kleines bisschen* ungeeignet für den Beruf einer Aufseherin, weshalb mich der Captain auch nicht direkt als Aufseherin eingestellt hatte. Trotzdem bezweifelte ich, dass sie es sich erlauben konnte, mir lange einen Job zu ermöglichen. Sie war auch nur eine Angestellte der Regierung. Eine besser bezahlte Angestellte zwar, aber dennoch. Früher oder später würde jemandem auffallen, dass ich nicht viel beizutragen hatte.

Vielleicht war es besser nicht darüber nachzudenken. Fürs Erste musste ich alles dafür tun, dass mich der Captain so lange wie möglich behielt. Nicht gefeuert werden, war nun meine Top-Priorität. Gut, dass ich fähig war, Essen und Trinken zuzubereiten. Wer hätte gedacht, dass die Kochstunden, die mein *Vater* Erwin mir als kleines Mädchen erteilt hatte, doch noch von Nutzen sein würden? Ich lächelte, als ich mich daran erinnerte, wie Rachel einmal fast unsere Küche in Brand gesteckt hatte.

»Es tut mir leid!«, hallte ihre kindliche Stimme in meinem Kopf wider.

Das Feuer war bereits lange erloschen und die Gefahr behoben, doch Rachel schien immer noch nicht bereit, von dieser Sache abzulassen.

»Keine Sorge. Deiner Mutter gefällt es sicher, dass du nicht nach mir kommst«, lachte er, Rachel dabei durch ihr Haar fahrend.

Ich schloss meine Augen, die Erinnerung davon schiebend, bevor die Wärme darin begann, verloren zu gehen. Solche Gedanken waren gefährlich. Sie boten bloß neues Feuer für meine Alpträume.

Inzwischen hatte ich das Zentrum des Hafens erreicht, wo ich morgen die vom Captain bestellten Kaffeebohnen besorgen sollte. Daher würde es sicher nicht schaden, wenn ich mich heute schon mal hier umsah, um morgen beim Einkaufen Zeit zu sparen. Ob ich mir wohl auch irgendwann einmal etwas davon leisten könnte? Es war schwer zu entscheiden, was wir eher brauchten. Seltsam aussehendes, matschiges Essen oder eine bessere Schlafgelegenheit. Beides würde sicher dabei helfen Krankheitsfälle zu verringern. Wobei, wenn ich mir das hier

angebotene Essen so ansah, war ich nicht sicher, ob ich nicht unseren schmackhaften Abfall bevorzugte.

Von den meisten Lebensmitteln hatte ich noch nie etwas gehört, weshalb ich nicht einmal sagen konnte, was überhaupt essbar war. Was würde mich vergiften? Was töten? Welche Lebensmittel würden den Rest meiner kleinen *Familie* zur Strecke bringen? Immerhin musste ich nicht nur an meinen menschlichen Magen denken. Am Stand neben mir stand beispielsweise etwas namens лжыы кал. Was sollte das heißen? Ich konnte den Namen noch nicht einmal denken, geschweige denn aussprechen. War das überhaupt etwas zu Essen oder sollte das Deko sein? Besteck? Eine Waffe? Ich wusste es nicht. Selbst ein Universalübersetzer würde mir dabei nicht helfen können, denn geschriebene Sprache vermochte dieser nicht zu erkennen. Ob ich mir vielleicht also doch von irgendwem etwas beibringen lassen sollte? Die Frage war nur was? In der galaktischen Union gab es vierzehn Planeten. Und auf diesen vierzehn Planeten sprach man nicht nur eine einzige Sprache. Welche von den hunderten Sprachen hätte ich also erlernen sollen? Ich war so froh, dass die ersten Mitgliedsnationen der galaktischen Union sich damals auf eine Standardsprache geeinigt hatten, die inzwischen zumindest die Hälfte der Lebewesen der Union zu sprechen vermochte. Ansonsten wäre ich sicher ziemlich aufgeschmissen gewesen.

Ich betrachtete das seltsam aussehende Etwas noch eine Zeit lang, bevor ich entschloss, dass sich die lila-gelbe Masse aus Schleim nicht auf einmal in eine Aubergine verwandeln würde. Abgesehen davon wurde ich dem Verkäufer wohl langsam ziemlich verdächtig, da er etwas in einem Kauderwelsch zu murmeln begann, das ich nicht verstand. Ich konnte noch nicht einmal mit Sicherheit sagen, dass er wirklich mich angemurmelt hatte. Wie herrlich es doch sein würde, in Zukunft verstehen zu können, welche Beschimpfungen er mir an den Kopf warf.

Auch der Nachbarstand hatte keine besseren Lebensmittel im Angebot. Die kohligen, braunen Klumpen erinnerten mich vielmehr an Steine, als an das, was auch immer sie darstellen sollten. Zur Begutachtung des nächsten Standes kam ich erst gar nicht, da mich einer der anderen Kunden auf die Seite schubste.

Man müsste meinen, dass das Geschäft grauenhaft lief, vor allem da die Preise mehr als nur Wucher waren, doch dem war nicht so. Der Markt war gefüllt von Horden an Spezies, die sich durch die dünne Gasse quetschten, als würde ihr Überleben davon abhängen. Die Stände selbst waren labbrige Konstrukte aus Holz, manche mit, manche ohne Regale, die in sich zusammenzubrechen

drohten, wenn sie jemand nur stark genug anpusten würde.

Glücklicherweise hatte ich es nicht mehr weit, trotzdem würde es eine Herausforderung sein, mich durch die Leiber zu pressen, die es nicht einsahen, sich auch nur einen Millimeter zur Seite zu bewegen. Hilfsbereitschaft? Freundlichkeit? Höflichkeit? Was sollte das sein? Wie schön es doch wäre, wenn ich schrumpfen könnte. Ich würde einfach unter all den Beinen hindurch huschen.

Ich seufzte, bevor ich damit begann, nach dem besten Weg durch – oder am liebsten um – die Massen zu suchen. Lange Zeit hatte ich dafür allerdings nicht, bevor ich aus den Augenwinkeln heraus bemerkte, wie sich etwas an mich heranschlich.

»'tschuldigung«, murmelte eine leise helle Stimme, bevor etwas Glitschiges in mich rempelte.

Ein kleines karamellbraunes Alienkind, das nur halb so groß war wie ich, schlängelte sich auf dem Boden an den unendlichen Beinen der anderen vorbei. Kleiner als ich war es definitiv, doch wirklich gut schien ihm sein Plan nicht gerade zu gelingen. Bereits als ich es an mich heran kriechen sah, war es immer wieder einmal in das ein oder andere Bein gerumpelt. Dasselbe Schicksal ereilte es auch, als es versuchte, sich einen Weg durch die Scheren des Wesens vor mir zu bahnen. Seine unschuldige Tour würde einem neutralen Betrachter deshalb wohl nicht sonderlich ins Auge stechen. Allerdings …

»Deine Technik ist erbärmlich. Man konnte schon aus zweihundert Meter Entfernung erkennen, dass du mich ausrauben wolltest.«

Der Junge, der wenige Sekunden zuvor in mich gerempelt war, blieb tatsächlich stehen. Er drehte sich nicht um, aber zumindest schritt er auch nicht weiter fort. Vielleicht lag das jedoch auch nur daran, dass sich ein Alien vor uns bewegte, wodurch ein Vorbeikommen zusätzlich erschwert wurde.

»Ich versuche nur durch die Menge zu kommen, so wie jeder andere auch«, antwortete man mir mit reservierter Stimme.

»Siehst du hier sonst jemand herumkriechen? Ich nicht.«

»Meiner Spezies fällt das Kriechen leichter als das Laufen«, entgegnete er wahrheitsgetreu.

Ich wusste, dass die Beine der Arion klein und schwach waren. Trotzdem war ich sicher, dass ich recht behalten sollte.

»Das mag sein, aber wenn man so klein ist wie du, dann ist jede Arm- und Fühlerbewegung, die über eine bestimmte Höhe hinaus geht, verdächtig. Wenn

du kriechst, streckst du dich nicht auf einmal für Atemübungen. Du streckst dich nur, wenn du nach etwas greifen möchtest. Selbst wenn diese Bewegung unbemerkt geblieben wäre, ist dein Fühler selbst sehr zittrig. Du bist zu langsam beim Zupacken und schüttelst ihn zu sehr. So, als wärst du unsicher oder nervös«, erklärte ich, mich zu dem Jungen herunterkniend.

Er hatte immer noch keine Anstalten gemacht, sich zu mir zurückzubewegen. Vielmehr verharrte er in derselben Position, in der ich ihn angesprochen hatte.

»Außerdem«, schmunzelte ich amüsiert, »entschuldigt man sich erst, nachdem man mit jemand zusammengestoßen ist, Bertin. Nicht vorher.«

Ich war mir sicher, ein leises Fluchen zu vernehmen, bevor sich der Kleine mit einem Seufzen zu mir wandte.

»Das hast du nur gemerkt, weil du aufgepasst hast«, protestierte er, ohne mich anzusehen.

Die Fühler seiner blassen Augen waren unfokussiert ins Nichts gerichtet.

»Nö. Ich hab gerade an was anderes gedacht.«

Es stimmte. Ich war in Gedanken gewesen. Sein fragwürdiger Versuch mich zu bestehlen, war mir dennoch nicht entgangen. Wie könnte er auch, wenn ich ein solches Naturtalent vor mir hatte.

»Weiß Ania, dass du hier bist?«, fragte ich, obwohl ich mir ziemlich sicher war, die Antwort zu kennen. Sein Zögern bestätigte meine Vermutung.

»Wir sagen Ania nicht, dass du mich gesehen hast, nicht wahr?«

Ich lachte, während ich Bertin liebkosend auf den nutzlosen Augenfühler tatschte.

»Hm, ich weiß nicht. Mein Schweigen ist ziemlich teuer«, scherzte ich, bevor ich Bertin unter den Leib griff und nach oben hob, um ihn auf meiner Schulter zu platzieren.

Wenn er so weiterschlich, würde noch irgendjemand auf ihn treten. Nicht nur, weil man ihn nicht sah, sondern auch, weil es manch einem egal war, ob sie ihn erwischten oder nicht.

»Venitaaa«, jammerte er, was mich nur noch mehr zum Lachen brachte.

Ich wusste nicht, ob ich Ania hiervon erzählen sollte. Vielleicht sollte ich Bertin fragen, ob er schon einmal zuvor versucht hatte etwas zu stehlen. Das würde mich sorgen. Ania sicherlich auch. Und wenn sie dann noch erfuhr, dass ich hiervon gewusst und ihr nichts gesagt hatte, würde sie sicher wütend werden. Bertin mochte nämlich nicht ihr leiblicher Sohn sein, doch das änderte nichts daran, dass sie ihn liebte, genauso wie mich.

»Okay, machen wir es so: Wenn du versprichst, das Klauen zu unterlassen, verpetze ich dich nicht. Deal?«

»Deal«, murrte er, bevor er seine kleinen Lippen zu einer schmollenden Schnute verzog.

Begeistert von meinem Handel schien er nicht, allerdings war er auch nicht gewillt, sich von Ania abermals eine Predigt anzuhören. Das Versprechen, das ich ihm abnahm, war somit das kleinere Übel.

Als Bertin und ich schließlich fast in die uns nur zu gut vertraute Gasse eingebogen waren, die wir unser Zuhause nannten, setzte ich ihn auf dem Boden ab. Vielleicht konnten wir Ania glaubhaft machen, dass wir uns nicht unterwegs begegnet waren. Ich konnte mir zwar nicht vorstellen, dass sie auf einen solchen Trick hereinfiel, aber einen Versuch war es zumindest wert.

Um unsere kleine Lüge zu vertuschen, lehnte ich mich für einige Minuten an die kalte Stahlwand, des mehrstöckigen Containerhauses, das sich neben unserem Heim befand. Die meisten Leute, die darin wohnten, waren unfreundlich. Sie sahen auf uns herab, als würde es ihnen in ihren kleinen Kisten so viel besser ergehen als uns. Nur die Bewohnerin aus dem vierten Stock war anders, da sie bis vor wenigen Jahren ebenfalls auf der Straße gehaust hatte. Sie war es auch, die uns gelegentlich erlaubte ihre Dusche zu benutzen, weshalb es mir möglich gewesen war, gut riechend zu meinem Bewerbungsgespräch zu erscheinen. Irgendwann würde ich ihr dafür danken. Vielleicht könnten wir eines Tages sogar Nachbarn werden und uns gegenseitig Lebensmittel und Kleider ausleihen.

Solche Gedanken seien lächerlich, ermahnte mich Anias Bruder Ohanko immer. Es sei töricht im Morgen zu leben. Es ließe einen das Jetzt vergessen. Das glaubte ich zwar nicht, doch ich wollte mich nie mit ihm streiten. Er schien mir immer überaus missgelaunt. Wahrscheinlich, weil er bereits zu oft gesehen hatte, wie seine Hoffnung in tausend Teile zerschmettert wurde.

Nachdem ich innerlich noch ein weiteres Mal bis sechzig gezählt hatte, entschied ich, dass inzwischen genug Zeit verstrichen sein musste, weshalb ich mich mit meinen Händen vom kalten Metall abstieß, um endlich nach Hause zu gehen.

Kaum hatte ich einen Schritt in die enge Straße getätigt, drang bereits der intensive Geruch von Abfall in meine Nase. Jetzt bemerkte ich ihn noch, doch schon in wenigen Minuten würde er mir gar nicht mehr auffallen.

»Du verstinkst dir noch dein gutes Hemd«, rief es, bevor die lange und dünne Gestalt Anias hinter einer Mülltonne hervortrat.

»Ich kann schlecht nackt durch die Gegend laufen. Also wird das Hemd wohl damit leben müssen.«

Anias ovale Augen musterten mich kritisch. Ich verstand ihr Argument, aber es war nicht so, als ob ich eine wirkliche Alternative hätte.

»Soll ich deiner Aussage entnehmen, dass du es noch einmal brauchen wirst?«, fragte sie, ihre beiden dünnen Fühler neugierig anhebend, während sie gleichzeitig ihren großen, dreieckigen Kopf zur Seite wandte.

Mein breites und strahlendes Grinsen wäre sicherlich Antwort genug gewesen, doch um sicherzugehen, nickte ich kräftig.

In der nächsten Sekunde war Ania bereits an mich heran stolziert, nur um ihren großen, sichelartigen Fangarm um mich zu schlingen und ihren Kopf auf den meinen abzulegen. Obwohl ihr Arm – wie der von Captain Rei – mit einer Tarsalkralle ausgestattet war, hatte ich mich in ihrer Umarmung stets sicher gefühlt. Vielleicht würde ich also auch bald dazu übergehen, so über Captain Rei zu denken? Ich hatte immerhin schon Freundschaften mit gruseliger aussehenden Gestalten geschlossen, daher sollte das doch eigentlich kein Problem werden.

»Ich bin stolz auf dich«, nuschelte sie gegen mein rapsgelbes Haar, mich mit ihrem gelben Arm enger an ihren schmalen Oberkörper pressend, während sie versuchte mich mit dem Stummel, der einst ihr linker Arm war, nicht aus Versehen zu piksen.

»Und wie ist es gelaufen?«, brüllte die Stimme Ohankos, der inzwischen bemerkt hatte, dass ich von meinem Bewerbungsgespräch zurückgekehrt war.

Ania drückte ein letztes Mal sacht meinen Rücken, bevor sie sich von mir löste und mit schnellen tapsigen Schritten eine Drehung vollzog, um ihrem Bruder in die braunen Augen blicken zu können.

»Nun sagen wir es so, Brüderchen, das weibliche Geschlecht hat mal wieder seine Überlegenheit demonstriert.«

Das folgende Klack-Geräusch, das entstand, als Ohanko seine Fangkralle schloss und öffnete, erinnerte mich an ein Fauchen. Ich lebte nun schon mehr als fünf Jahre mit den beiden zusammen, doch bis heute war ich mir unsicher, wie ich die Reaktionen von Ohanko deuten sollte. Freute er sich nun oder nicht? War er wütend über Anias Kommentar oder spielten die zwei Scharade miteinander? Konnte er mich ausstehen oder wäre es ihm lieber, sie hätten mich damals nicht aufgenommen? Weder die Gesichtszüge von Ania noch die von Ohanko gaben viel über ihre wahren Gedanken preis, weshalb ich glaubte viel aus der Art, wie sie Dinge aussprachen und wie sie sich bewegten, herauslesen zu können. Zumindest

war das bei Ania so. Ohanko wirkte immer verschlossen, als würde ihn nicht interessieren, was andere über ihn dachten.

»Venita hat den Job bekommen?«, mischte sich schließlich auch Bertin ins Gespräch ein.

»Anscheinend«, antwortete Ohanko ihm mürrisch, was Bertins Stimmung jedoch nicht zu trüben schien.

»Ich bin dafür, dass wir das feiern«, warf Ania ein, was ihr nur ein lautes Schnauben von Ohanko einbrachte, »geht doch schon mal vor und macht ein Feuer, ja?«

Als Bertin und Ohanko außer Hörweite waren, wandte ich mich erwartungsvoll zu Ania um. Für gewöhnlich ließ sie Bertin nur selten Tätigkeiten durchführen, bei denen es gefährlich war, blind zu sein. Es war deshalb eindeutig, dass sie etwas mit mir unter vier Augen zu besprechen hatte.

»Als ich gesagt habe, dass ich stolz auf dich bin, hab ich das auch so gemeint«, begann sie schließlich.

»Du arbeitest immer so hart, wie könnte ich nicht stolz sein?«

Ich öffnete meinen Mund, um ihr etwas zu entgegnen, nur um von dem Knacken ihrer Mundwerkzeuge unterbrochen zu werden. Sie war also noch nicht fertig. Gut. Ich konnte warten.

»Ich weiß, wie schwer es ist einen Job zu finden, aber Venita, wieso musste es ausgerechnet dieser sein? Vor allem jetzt? Hättest du dir nicht etwas anderes suchen können?«

In ihrer Stimme schwang Sorge, vielleicht sogar Angst mit, die mich innehalten ließ. Ania hatte sich noch nie Sorgen darum gemacht, dass mir etwas passieren konnte. Was machte diesen Job so anders?

Mein Gesicht schien wohl nicht die gewünschte Reaktion zu enthalten, da sie stark ausatmete, ihre Tarsalkralle schnell öffnte und schloss.

»Venita!«, flehte sie fast schon verzweifelt.

»Vor wenigen Tagen gab es einen Terroranschlag auf das Parlament der Union! Du kannst doch nicht … weißt du, wie unklug es ist, jetzt einen Aufseherjob zu haben!«

»Aber als ich zum Bewerbungsgespräch gegangen bin, hattest du keine Einwände!«, protestierte ich.

»Ja, aber nur, weil ich dachte, dass Rei dich nicht einstellt!«

War ich verletzt über ihre Aussage? Es war schließlich nicht so, als hätte sie kein Vertrauen in mich. Ich selbst hatte auch nicht geglaubt, eingestellt zu werden.

Trotzdem war es irgendwie anders die Worte von jemandem ins Gesicht geworfen zu bekommen.

»Du solltest kündigen. Es gibt so viel, dass du stattdessen machen könntest!«

Sie ließ mir gar keine Zeit einen wirklichen Gedanken zu formen, mir eine Meinung zu bilden.

»Was? Nein, ich –«

»Die Mechaniker können immer jemand gebrauchen!«

»Ich kann doch gar nicht –«

»Putzkräfte sind auch immer gefragt!«

»Ania, ich –«

»Ich glaube nur wenige Blöcke weiter, suchen sie jemand!«

»Ania!«, versuchte ich es bestimmter, wütender, lauter.

»Ich kann gleich morgen fragen, ob du da anfangen kannst!«

Sie wollte nicht diskutieren und sie wollte nicht reden. Was war so schlimm daran, als Aufseherin zu arbeiten? Captain Rei würde mich sicher nicht fortschicken. Sie war kein herzloses Monster. Ich war zum Kaffeekochen dort. Für sonst nichts. Oder glaubte sie wirklich, der Captain würde mich in den Weltraum schicken? Vielleicht sollte ich ihr sagen, was meine Aufgaben waren. Das würde sie sicher beruhigen. Allerdings schien Ania mit dem Ausgang des Gesprächs bereits zufrieden, weshalb sie Anstalten machte umzudrehen und zu gehen. Wieso fragte sie mich überhaupt, wenn sie sowieso schon entschieden hatte?

»Ich werde nicht kündigen!«, sagte ich bestimmt.

Ich versuchte nicht zu schreien, um nicht die Aufmerksamkeit von Bertin und Ohanko auf uns zu ziehen, doch gleichzeitig wollte ich Ania vermitteln, dass ich – genauso wie sie – nicht von meinem Standpunkt abweichen würde.

»Ich verstehe, dass du dir Sorgen machst.«

Ania lachte unfreudig auf, dabei den Kopf schüttelnd.

»Aber ich koche dort nur Kaffee. Ich muss mich nicht mit Terroristen herumschlagen.«

»Wieso ist dir das so verdammt wichtig? Wir kommen schon klar. Das tun wir doch immer.«

Ihre Tarsalkralle schien sich fast schon in das gelbe Fleisch ihres Armes zu bohren, derart regte sie das Gespräch auf.

Wieso? Wieso war es mir so wichtig, eine Aufseherin zu sein? Ich kochte nur Kaffee. Das konnte ich auch woanders tun. Ich war absolut ungeeignet für den

Job einer Aufseherin. Ich konnte nichts. Aber ich wollte. Ich wollte es können. Ich wollte unbedingt eine Aufseherin sein. Wenn ich damals etwas hätte tun können, dann, ja dann – dann wäre Rachel heute sicher noch am Leben!

KAPITEL 3

»Rachel!«

Als ich die Augen aufriss, war es dunkel. Nur das künstlich flackernde Licht der Straßenlaternen spendete etwas Helligkeit. Trotzdem hatte ich das Gefühl, als würde mir allein dieser dumpfe Lichtstrahl in meinen müden Augen brennen, wie Alkohol auf einer offenen Wunde.

Wie spät es wohl war? Ich konnte noch nicht lange geschlafen haben. Vielleicht war es also gerade einmal sechzehn, mit viel Glück sogar schon zwei Uhr. Ich wünschte, ich müsste nicht erneut einschlafen. Ich wollte nicht zurück in meine Träume, wo mich die schwarzbraunen Augen Rachels verfolgten. Wie lange war es nun her, seit ich das letzte Mal von ihr geträumt hatte? Jedes Mal schien mich völlig unvorbereitet zu erwischen. Jedes Mal genauso schlimm, wie das Mal davor. Einerseits wünschte ich, sie würde aufhören mir in meinen Gedanken aufzulauern, doch andererseits wusste ich, dass ich keinen Frieden verdiente. Sie war gestorben, damit ich leben konnte. Deshalb hatte ich die Erinnerung an sie auf meinen Schultern zu tragen. Auch wenn das bedeutete, dass mich ihre Schatten heimsuchten, sobald ich die Augen schloss und das Gewicht unserer gemeinsamen Stunden mich zu Boden drückte.

Ich wischte mir mit beiden Händen die Tränen aus meinen Augen, bevor ich meine Wangen an meinem löchrigen Ärmel abtrocknete.

In ein paar Stunden erwartete mich der Captain bei der Arbeit. Dann durfte ich mir nicht anmerken lassen, dass ich von einem Schatten mit schmalen Augen und langen schwarzen Haaren gejagt worden war. Aber jetzt noch einmal einschlafen? Konnte ich das? Oder vielmehr – wollte ich das?

Ich blickte hinüber zu den anderen drei Körpern, die wenige Meter von mir entfernt lagen. Während Bertins Gattung an kaltes Klima gewöhnt war, kamen Anias Eltern ursprünglich von einem warmen Planeten. Ich hatte sie nie viel darüber gefragt, wissend, dass sie wahrscheinlich dasselbe über ihren Planeten zu sagen hatte, wie ich über den meinen. Sprich, nicht viel. Ich wusste nur das, was mir meine Zieheltern erzählt hatten, die es wiederum von Geschichten ihrer Eltern wussten. Zumindest konnte ich mich, im Gegensatz zu Ania, mit der Ausrede davonschleichen, dass mein Heimatplanet vor mehreren hundert Jahren

zerstört worden war. Wobei vielleicht eine andere Formulierung zutreffender wäre. Diese ließ es aussehen, als könnten Menschen mit dem Finger auf jemand Drittes zeigen. Als könnten sie ihre Schuld auf jemand anderes Schultern abladen. Doch die Realität war eine andere. Wir selbst hatten unseren Heimatplaneten zerstört. Er existierte noch, hatte Lulita einst gemeint, doch jegliches Leben darauf war ausgelöscht, ein erneutes Betreten völlig undenkbar. Nicht, dass wir genügend Überlebende wären, um den Planeten – oder gar unsere ganze Spezies – wieder neu aufleben lassen zu können. Lulita meinte, es war nur noch eine Frage der Zeit, bis der letzte Mensch seinen finalen Atemzug tätigte. Ob es wirklich so schlimm um uns stand? Vielleicht. Immerhin waren die einzigen Menschen, die ich je getroffen hatte, Erwin, Lulita und Rachel gewesen. Die letzten waren wir sicherlich nicht. Das konnte und wollte ich nicht glauben, aber ob es außer uns viel mehr gab? Nachdem wir unseren Planeten verloren hatten, hatten sich die Menschen immerhin in alle Ecken der Galaxis verstreut. Wer konnte also sagen, dass wir nicht irgendwo einen Ersatzplaneten gefunden hatten? Es musste nicht diese Galaxis sein. Das Universum war schließlich grenzenlos.

Immer noch starrte ich eher gedankenverloren auf die drei Wesen, die die letzte Art von Familie waren, die ich hatte. Ich hatte Ania nie gefragt, ob sie fror. Sie mich nie, ob ich gut schlief. Die Antworten waren offensichtlich. Wieso Atem dafür verschwenden? Vor allem da es nichts daran ändern würde, darüber zu sprechen. Ich hatte Alpträume. Schön für mich. Und wer sollte sie mir nehmen können? Vishnu? Saraswati? Wohl kaum. Sie waren meine Last und meine Last allein.

Erneut fragte ich mich, ob ich es mir leisten konnte, wach zu bleiben. Ab wann wirkte sich Schlafmangel negativ auf den menschlichen Organismus aus? Nach ein paar Stunden? Oder vielleicht erst nach ein paar Tagen? Ich zögerte kurz, bevor ich mich entschied aufzustehen. Den Fetzen, mit dem ich mich für gewöhnlich zudeckte, hob ich auf, um ihn über Anias Körper zu legen. Ich bezweifelte zwar, dass sie den Unterschied merken würde, aber trotzdem. Ich würde ihn wohl kaum brauchen, wenn ich sowieso nicht vorhatte zu schlafen. Und wer weiß? Vielleicht half mein Lumpen doch ein wenig.

Ich wusste nicht, wie ich es geschafft und noch viel weniger, wieso ich es geschafft hatte, doch ehe ich mich versah, wurde ich von den matten, zerfallenen Mauern des Waisenhauses begrüßt, die ich jahrelang mein *Zuhause* hatte nennen dürfen – oder nennen müssen, je nachdem wie man es sah. Ich kannte den Weg gut. War

ihn schon oft gegangen, seit … nun seit Langem. Ich schüttelte meinen Kopf, so als könnte ich den Gedanken vertreiben, der mich überkommen hatte. *Nicht an Rachel denken!* Vielleicht würde es helfen, wenn ich mich auf etwas anderes konzentrierte? Wie auf den kalten, rauen Boden unter meinen nackten Füßen oder die spärlich beleuchtete Seitengasse, aus der ich herausgestolpert war. Ironischerweise war es sicherer auf einem der Schleichwege hierher zu kommen, auch wenn man gute fünf Male drohte, über etwas zu stolpern, sich einen Arm – oder zwei – aufzuschlitzen oder die Organe beim Kriechen durch Öffnungen zu zerquetschen, da diese nicht dafür gedacht waren, um sie als Durchgang zu benutzen. Und doch würde ich auch beim Zurückgehen wieder diesen Weg wählen. Denn lieber kehrte ich mit ein paar blutigen Flecken auf der Kleidung mehr als gar nicht, nach Hause zurück. Die Hauptstraße wimmelte von Individuen, denen man nicht begegnen wollte. Wobei das nicht nur auf die Straßen zutraf. Zu dieser Tageszeit könnten sich allerlei zwielichtige Gestalten innerhalb der Ruinen des einst so stolzen Gebäudes befinden. Denn auch wenn es auf unserer Raumstation nie regnete oder stürmte, bot das Gebäude doch ein Dach über dem Kopf, ein Bett in dem man schlafen konnte und einen Ort, den man Heimat nennen durfte. Vorausgesetzt natürlich, man wurde nicht entführt, vergewaltigt oder ermordet. Ich sollte also versuchen, nicht zu auffällig herumzulungern und eine gewisse Art von Sicherheitsabstand zu den hohen Mauern einzuhalten. Langsam schritt ich den eisigen Zaun entlang, ließ meine Hände über die kalten Wände streichen, unsicher darüber, ob ich sie liebkosen oder erdrücken sollte.

Weiter hinten, versteckt im Schatten des benachbarten Gebäudes, befand sich das Loch in der Mauer, das heute keiner besonderen Beachtung bedurfte. Immerhin gab es viele undichte Stellen. Niemand würde dieses Loch betrachten und etwas Besonderes darin erkennen. Niemand, außer mir. Denn selbst wenn ich nicht die Einzige war, die sich noch an Rachel erinnerte, war ich doch die Einzige, die ihr so nahe gestanden hatte, wie kaum jemand anderes. Alle anderen waren verschwunden. Fortgerissen. Verloren. Nur ich war geblieben. Ob sich wohl auch andere heimlich aus dem Gebäude geschlichen hatten? Genau hier? An dieser Stelle? Vielleicht. Und doch spielte es keine Rolle. Denn selbst wenn diese namens- und gesichtslosen Gestalten aus meiner Erinnerungen es Rachel gleichgetan hatten, war ich doch die Einzige, die diese roten Steine anblickte und sie mit Rachels siegessicheren Lächeln in Verbindung brachte. Wie viele Male hatte sie mich gebeten, für sie zu lügen, wenn sie wieder einmal für einige

Stunden verschwinden wollte? Wie oft hatte sie mir etwas mitgebracht, um sich bei mir für meine Ausreden und Lügen zu bedanken? Wie oft war sie aufgehalten worden, bevor sie auch nur einen Zeh aus dem Zaun hatte strecken können? Sie hatte mich nie gefragt, ob ich sie begleiten wollte, da sie genau wusste, wie ich antworten würde. Ich hatte immer zu viel Angst. Nicht vor dem, was uns draußen erwartete. Eher vor dem, was uns bevorstand, wenn wir zurückkehrten. Ob mich Rachel wohl dafür verachtet hatte, dass ich sie im Stich ließ, als sie von den Pädagogen bestraft wurde? Ob sie mich als feige ansah? Ob ich ihr wohl eine Last war? Eine unliebsame Erinnerung an das, was sie verloren hatte und das, was sie nie wieder sein würde? Ich hatte oft damit gespielt sie zu fragen, nur um es mir dann doch anders zu überlegen. Ich hätte es nicht ertragen, von ihr verscheucht zu werden. Vielleicht war ich zu abhängig von ihr. Naja, vielleicht war es nicht nur ein *Vielleicht* sondern eher ein *Ziemlich sicher*. Sie hatte sich immer so spielend leicht im Leben zurechtgefunden, mich an einer Kette hinterher schleppend, die ich mir selbst angelegt hatte. Ohne sie fühlte ich mich manchmal bis heute noch verloren. Wobei *manchmal* eine Untertreibung war.

Ich hatte oft das Gefühl, von einen Tag auf den anderen zu leben. Ein Ziel vor Augen, das ich nie erreichen konnte.

Ohanko hatte mich oft davor gewarnt, mich in Traumwelten zu verlieren. Doch was blieb mir, außer diesen? Die Realität? Die Realität bestand darin, dass ich vor wenigen Monaten eine Lebensmittelvergiftung durchgestanden hatte. Die Realität bestand darin, dass Ohankos Frau vor einigen Jahren an einer Grippe verstorben war, weil wir ihr keine Antibiotika stehlen konnten.

Die Realität bestand darin, dass keiner von uns eine farbenfrohe Zukunft hatte. Unsere Zukunft bestand aus in Schwärze fallenden Grautönen.

Hätte Rachel mich aus dem Grau befreien können? Wahrscheinlich nicht. Es hatte sie trotzdem nicht davon abgehalten, es zu versuchen.

»Hey!«, rief es plötzlich, was mich ruckartig zusammenfahren ließ.

Viel zu schnell drehte ich mich um, die Straße mit meinen Augen nach der Stimme absuchend. Vielleicht hätte ich sofort laufen sollen, immerhin konnte ich den Klang niemanden zuordnen, den ich kannte. Andererseits wollte ich mich nicht verdächtig machen, indem ich floh. Es war nicht verboten, sich vor dem Gebäude aufzuhalten. Noch hatte ich das Gelände nicht betreten. Sollte die Stimme also einem Aufseher gehören, hätte ich nichts zu befürchten.

»Willst du etwas kaufen?«, rief es in gebrochenem, kaum verständlichen Standard. Ich wusste immer noch nicht, woher die Stimme kam, entschloss mich

jedoch nicht zu warten, um es herauszufinden. Wer wusste, ob der Besitzer der unbekannten Stimme ein *Nein* akzeptieren würde. Ich drehte mich also wieder um, in der Hoffnung nicht direkt in die Arme des Unbekannten zu laufen. Ich wusste nicht, ob ich gerne noch länger hier geblieben wäre. Nicht, dass es viel gab, was ich hätte tun wollen, dennoch …

»Hey!«, rief es leiser als beim ersten Mal, was mich dazu trieb noch schneller zu laufen, meine Beine weiter nach vorne zu zwingen. Je mehr Abstand ich gewinnen konnte, desto besser. Das einzig Dumme war nur, dass sich meine bevorzugte Seitengasse in der gegenüberliegenden Richtung befand. Alle anderen waren enger, fast nicht durchquerbar oder führten dazu, dass ich einen langen Umweg einplanen musste.

Als ich nach einiger Zeit kein Geschrei mehr hören konnte, erlaubte ich mir, an der metallenen Wand eines Gebäudes stehen zu bleiben und meinen Rücken gegen das kalte Eisen zu lehnen. Meine Beine brannten etwas und meine Lungen brauchten noch mehrere Augenblicke, bis meine Atmung wieder unter Kontrolle war.

Wenn ich mutiger, stärker oder schneller wäre, hätte ich versuchen können wieder zurückzugehen. Doch da ich keines dieser Dinge war, blieb mir nur sehnsüchtig in die Dunkelheit zu starren und den fremden Alien in Gedanken zu verfluchen.